

Leseprobe aus:

Markus Flohr

Wo samstags immer Sonntag ist



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Scherut

Wenn ich Jude wäre, hätte ich genug von den Deutschen.

«Die Frage ist, warum man überhaupt nach Israel fährt», sagte Friedrich. «Ich meine: Was willst du hier? Es kommen viele, die glauben, es sei sehr edel von ihnen, nach Israel zu fahren. Weil sie den Juden helfen wollen. Oder den Palästinensern. Oder den Christen. Auf jeden Fall helfen und versöhnen. Du kannst ja sagen, es gehe dich nichts an. Aber das stimmt nicht! Es waren unsere Großväter, deine und meine, die in Polen einmarschiert sind, die Konzentrationslager errichtet haben. Das klebt an dir, das wirst du nicht los. Jetzt kommst du hierher, in das Land der Menschen, die unsere Großväter nicht erwischt haben.»

«Also mein Opa war kein Nazi.»

«Ich meine auch gar nicht deinen Opa als Person. Den kennt hier außer dir keiner. Du kommst in das Land der Menschen, die Auschwitz entkommen sind. Wie taktlos ist das denn? Vielleicht wäre ein Einreisestopp eine gute Idee. Ein hundertjähriger Einreisestopp für Deutsche. Ach was, ein tausendjähriger. Ein Israel-Moratorium. Nochmal: Wenn ich Jude wäre, hätte ich genug von Deutschen. Ich würde uns nicht reinlassen. Bei jedem deutschen Pass denkt der Mann am Einreiseschalter an Auschwitz.»

Das ging schnell. Kaum im Land, und schon hatte jemand «Auschwitz» gesagt. Ich kannte Friedrich seit zwei Stunden, eben hatte er im Flugzeug neben mir gesessen.

Jetzt saßen wir im Bus, und er sagte solche Sachen. Friedrich war jung, kaum 21, und was mir auffiel, war sein dichter roter Bart und seine Geheimratsecken. Er sprach schnell und energisch wie ein U-Boot-Kommandant. Seit einem Jahr wohnte er hier, in Israel; er arbeitete in einem Krankenhaus. Ich kam, um in Jerusalem zu studieren. Ich musste Friedrich komisch angesehen haben, denn er sagte, ich würde gucken wie Luke Skywalker aus «Krieg der Sterne». Die Szene, in der Darth Vader sagt: «Ich bin dein Vater, Luke.»

Wenn ich Jude wäre, hätte ich auch so geguckt.

Wir fuhren nach Jerusalem. Draußen schimmerte es schwarz wie auf dem Todesstern. Am Flughafen hatte Friedrich für uns Bier gekauft, in Flaschen mit hebräischer Schrift, die sehr teuer gewesen waren, aber jetzt auch sehr gut schmeckten. Wir fuhren in einem Kleinbus, einem Großraumtaxi, das Friedrich mir als «Scherut» vorgestellt hatte. Ein Mercedes Sprinter, gelb-weiß bemalt, acht Menschen saßen drin, außer uns. Auf der Rückbank lümmelten sich drei Mädchen um die 16, sie diskutierten sehr laut auf Hebräisch. Ich verstand sie nicht, ich fragte Friedrich. Er übersetzte. Sie redeten darüber, ob es mehr Christen auf der Welt gebe – oder mehr Araber. Und wie viele Juden. Friedrich sagte, die Mädchen würden sicher Muslime meinen und nicht Araber. Einig waren sie sich darin, dass es zu viele gab. Zu viele Araber. Also Muslime. Weil es passte und nicht so sehr, weil ich es meinte, sagte ich: «Deutsche. Es gibt zu viele Deutsche auf der Welt.»

Weil ich Deutscher bin, habe ich genug von Deutschen.

«Nein. Es gibt nicht zu viele Deutsche. Aber es gibt zu viele Menschen, die es nur gut meinen, mit Israel, die gute Absichten haben, mit den Palästinensern. Der Weg zur

Hölle ist gepflastert mit guten Absichten.» Solche Leute, die es gut meinen, sagen: Israel ist ein ganz normales Land. Stimmt nicht! Sie wissen, dass es nicht stimmt. Sie meinen: Es wäre schön, wenn Israel ein ganz normales Land wäre. Sie sagen auch: Deutschland ist ein ganz normales Land. Du weißt, dass auch das Blödsinn ist. Schau dir die Leute an, da vorne, in Reihe 2, solche kommen ständig nach Israel.»

«Solche?»

«Solche, die sich mit ›den Arabern‹ verbrüdern wollen oder mit ›den Juden‹ versöhnen. Versöhnen! Das kann ein Ehepaar machen, wenn es sich gestritten oder sich Beleidigungen an den Kopf geworfen hat. Israel ist doch kein Beichtstuhl für die deutsche Volksseele.»

«Nicht jeder Deutsche ist hier, um sich für seinen Großvater zu entschuldigen.»

«Nein. Es gibt auch noch die, die herkommen und sagen, sie trügen eine besondere Verantwortung, für das, was hier passiert – weil ihre Großväter, deine und meine, daran schuld seien, dass es Israel überhaupt gibt. Sie wollen verhindern, dass hier Unrecht geschieht. Dann stellen sie sich in die Westbank und schmeißen Steine auf israelische Soldaten.»

«Und ist das nicht so? Mit dem Unrecht?»

«Quatsch! Diese Deutschen sind es doch, die den Juden niemals verzeihen werden, dass sie sich in Auschwitz haben vergasen lassen. Sie gehen nach Gaza und sagen: ›Haben die Juden denn nichts aus der Geschichte gelernt?‹ Ich sage es noch einmal: Wenn ich Jude wäre, hätte ich genug von Deutschen.»

«Ich habe es verstanden. Sie haben uns ja reingelassen.»

«Sobald ich am Strand in Tel Aviv jemanden Deutsch sprechen höre, gehe ich mindestens 100 Meter in die andere Richtung.»

«Warum redest du dann mit mir?»

«Ich will wissen, warum du hier bist. Also?»

«Studieren.»

«Hast du schon einmal gesagt. Ich meine den anderen Grund.»

«Den anderen?»

«Jeder hat mindestens zwei Gründe, nach Israel zu gehen. Einen, den er zugibt, und einen, den er verschweigt. Wenn du sagst: ›Ich komme, weil der Strand in Tel Aviv so schön ist‹, dann weiß ich, dass du lügst.»

«Es gibt hier sicher Leute, die nur Urlaub machen wollen.»

«Ja, die gibt es. Russen. Aber nicht du. Zwei von 180 in einem Flugzeug sind Russen. Die wollen Urlaub machen. Reihe 4, Platz 19 und 20, kommen nur wegen der Sonne. Und dann gibt es im Flieger noch den Mossad-Agenten in der Reihe dahinter, der vom Einsatz nach Hause fliegt und im Schlafzimmer eine weitere Kerbe in den Bettpfosten ritzen wird, weil er wieder einen steinalten SS-Offizier zur Strecke gebracht hat.»

SS. Jetzt hatte er auch noch «SS» gesagt.

«Oder er hat einen von der Hamas erledigt. Der Agent und die Russen, die haben keinen zweiten Grund, hierherzukommen. Keinen, den sie nicht zugeben würden, alle anderen 177 Passagiere schon. Du auch. Na ja. Du wirst es mir noch erzählen.»

«Und du?»

«Ich? Ich habe auch meinen Grund. Jeder hat seine ei-

gene Idee, worum es hier geht. Jeder hat sogar seine eigene Idee, wo er hier eigentlich ankommt. Du musst wissen: Die Leute kommen nicht im gleichen Land an.»

«Verstehe ich nicht.»

«Eben, im Flugzeug: Reihe 11 singt ›Schalom Aleichem‹. Sechs Juden aus Milwaukee auf dem Weg nach ›Eretz Israel‹. Wenn die das sagen, klingt es wie ›Alex is real‹. In Reihe 13 drückt sich ein Mann die Ohren zu, weil er Palästinenser ist und den Zionismus für ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit hält. Der kommt selbstverständlich nicht in ›Israel‹ an, sondern im ›von Juden besetzten Palästina‹. In den Reihen 10 bis 18 sitzt die Reisegruppe ›Auf Jesu Spuren durch Galiläa mit Pastor Klein‹. Die Damen und Herren fragen sich in erster Linie, ob sie um diese Zeit in Jerusalem noch etwas zu essen bekommen werden. Ob das hier nun ›Palästina‹ oder ›Israel‹ oder ›Königreich Jerusalem‹ heißt, ist denen egal. Hauptsache heilig und Hauptsache, sie sehen das Haus, in dem der Herr Jesus lebte, und Hauptsache, der Bus ist klimatisiert. Hinten im Flieger sitzen noch ein paar Russen, also, russische Israelis, die bei der Familie in Kaliningrad waren. Die kommen zwar in Israel an, das schon, aber für sie ist das mehr so ein ›Isragrad‹. Sie sprechen den ganzen Tag Russisch, haben russische Freunde, heiraten russisch, schauen russisches Fernsehen, lesen russische Zeitungen, freuen sich über die russische Bedienungsanweisung im Geldautomaten. In der russischen Metzgerei am Mahane-Jehuda-Markt in Jerusalem gibt es sogar Schwein.»

«Schwein?»

«Schwein. Das Flugzeug landet hier zwar auf dem Ben-Gurion-Airport, und der Pilot behauptet, man sei in Israel –

aber so einfach ist das nicht. Nein. So einfach nicht. Du bist hier angekommen in einem Zirkus, einem Drama, das eigentlich ins Theater gehört, im Disneyland der Religionen, im Frontstaat des Liberalismus. Von außen bunt, laut, spannend. So herrlich gefährlich.»

«Und von innen?»

«Von innen? Von innen? Schau dich um: zehn Menschen im Taxi. Zwei Deutsche, also wir, drei israelische Gören, da vorne sitzt ein Orthodoxer, der mit dem Hut, vorne rechts sehr wahrscheinlich ein Palästinenser. Könnte auch arabischer Jude sein, dahinter ein Soldat. Das Pärchen hier vor uns sind Deutsche auf Versöhnungstour. Oder Dänen, die zum Steinewerfen kommen. Wenn du diese zehn Menschen nimmst und an einen Tisch setzt, brauchen sie eine halbe Stunde, um eine Sprache zu finden, in der sie sich unterhalten können. Vermutlich interessieren sie sich aber ohnehin nicht füreinander.»

«Na und?»

«Jetzt ...», Friedrich sog den letzten Schluck aus seinem Bier, «jetzt stell dir vor, das ganze Land wäre dieses Scherut.»

«Dieses Scherut? Du bist betrunken.»

«Nein. Hör zu: Mehr als sieben Millionen Menschen leben in Israel. Nimmst du die Westbank und Gaza dazu, sind es sogar mehr als neun, fast zehn. Israel, dieses Land, die Idee des Zionismus, der palästinensischen Nation, des Heiligen Landes der Christen, dieser ganze Kram ist eigentlich der Versuch, diese zehn Millionen Menschen in ein, also in EIN Scherut zu setzen. Rein, Tür zu, ab geht's. Klappt natürlich nicht. Zehn Millionen in einem Scherut. Zu eng. Klar, oder? Einer fängt an zu meckern, dass er die

Beine nicht ausstrecken kann, dem Nächsten gefällt sein Nachbar nicht, der Dritte will am Fenster sitzen, der Vierte aber nicht am Gang. Jeder bringt das beste Argument vor, warum er oder sie ein ewig-natürliches Recht auf genau diesen Platz in genau diesem Taxi hat. Sie schubsen sich, sie schlagen sich. Schließlich kommt die Polizei in ihren hellblauen Uniformen, die verspiegelten Sonnenbrillen auf der Nase, das Hemd halboffen über der Brust. Sie zeigen nach links, rechts, unten, oben, die eine Hand am Walkie-Talkie, in das sie nervös Befehle husten, die andere an der Waffe im Halfter. Sie verzweifeln, weil ihnen klar wird, dass diese zehn Millionen niemals in dieses Taxi passen werden. Die Stimmung wird schlechter, die Menschen prügeln sich um die lächerlich wenigen Plätze. Die Grenzpolizei rauscht auch noch an, in ihrem dunkelgrünen Kastenwagen. Einer ballert in die Luft, und die zehn Millionen laufen auseinander. Palästinensische Kinder maskiert mit Tüchern, hochgezogen bis zur Nase, schmeißen Kieselsteine auf die Grenzpolizei und das Scherut, und ...»

«Sag mal, wir haben doch das gleiche Bier getrunken, oder?»

«Das ist nicht das Bier.»

«Was dann?»

«Das ist Israel.»

King David

Die Nonne rauchte. Bis jetzt dachte ich, dass Nonnen nicht rauchen, weil es ihnen der Herrgott oder die Äbtissin verbietet. Einen guten Grund dafür hatte ich nicht, denn Rauchen hat nichts mit Keuschheit zu tun. Nonnen bren-

nen ja auch Schnaps und keltern Wein. Einige schauen sogar Fußball.

Friedrich nahm mich mit, vom Scherut zu seinem Krankenhaus, und lud mich auf einen Tee ein. Vermutlich wollte er noch etwas über Israel und die Deutschen loswerden.

«Ich muss weg», sagte ich, «mein Zimmer wartet.»

«Wo hast du es her?»

Ich erzählte, dass ich es im Internet gefunden hatte, in einem Forum, als ich noch in Hamburg saß, in meiner Wohnung im Stadtteil St. Pauli, der auch heilig ist, das sagt schon der Name, aber anders als Jerusalem. Auch in St. Pauli gibt es Nonnen, und es wurde Bier gebraut, bis vor kurzem. Manchmal wird sogar geraucht.

Friedrichs Krankenhaus war ein herrschaftlicher Bau mit hellblauen Fensterläden aus Holz. Es lag oberhalb der Altstadt. Rechts die Mauer mit den Zinnen, links das Krankenhaus «St. Pierre»: Eine Treppe aus Stein führte durch einen kleinen Garten zum Eingang. Neben der Treppe stand die Nonne und rauchte.

Sie sagte: «Hallo, Friedrich», und zwar auf Deutsch, mit einem Wiener Akzent.

Friedrich sagte: «Hallo, Hedvig.»

Er holte Tee in Plastikbechern. Im Tee dümpelten zwei Minzblätter herum. Hedvig drückte ihre Zigarette aus und verschwand im Krankenhaus. Wir setzten uns auf die Treppe und tranken den Tee. Friedrich sah auf seine Uhr.

«Es ist halb eins. Willst du jetzt noch zu deinem Zimmer? Du kannst auch hier schlafen.»

«Ich muss da hin. So ist die Verabredung.»

In meinem Rucksack kramte ich nach ein paar Zetteln, es waren Mails von einem Menschen, der Gidi Begin hieß

und auf dessen Anzeige ich geantwortet hatte. Ich zeigte sie Friedrich und auch die Anzeige aus dem Forum der «Jerusalem Post», in der Gidi Begin ein «geschmackvolles Zimmer mit Bett, Bad und Balkon» anbot. Wir hatten zweimal telefoniert, erst hatte ich mit ihm gesprochen, also Gidi, und später mit seinem Mitbewohner Amichai. Sie hatten gesagt, ich hätte das Zimmer und solle am 22. Juli kommen. Es ginge auch spät am Abend. Sie würden warten. Ich fand das Datum merkwürdig, aber ich dachte: egal, denn ich war sehr froh, dass ich so schnell und so einfach ein Zimmer gefunden hatte. Ins Studentenwohnheim wollte ich nicht. Das lag bei der Uni, und die war weit weg. Weit weg von allem anderen.

Ich gab Friedrich die Blätter. Er blätterte.

««Gidi Begin», komischer Name. Hier steht etwas von 400 Euro Kaution und eine Kontonummer in ... England. Hast du das überwiesen?»

«Ja. Wieso?»

«Ein Bekannter von mir ist so mal reingelegt worden. In welcher Straße ist dein Zimmer?»

«David Hammelech.»

«David HaMelech? «King David» sagt man eigentlich. Welche Nummer?»

«25.»

Friedrichs Blick hüpfte ein wenig. Er lachte, es klang schief. «Wir machen einen Spaziergang. Ich zeige dir «David HaMelech 25». Es ist nicht weit.»

Wir gingen raus auf eine Kreuzung, einen Berg hinunter, an einer Ampel blieben wir stehen. Eine breite Straße öffnete sich vor uns, fast eine Chaussee, langsam lief sie bergauf. Wie Burgen ruhten große Häuser aus Sandstein

am Straßenrand, sie zeigten ihre großzügigen Eingänge her, Scheinwerfer leuchteten die schönsten Ecken an. Breite Bürgersteige säumten die Fahrbahn, hochgewachsene Pinien ragten in die Nacht, Seit an Seit mit prachtvollen Straßenlaternen, die irgendjemand in Paris geklaut haben musste. Über allem wachte ein wuchtiger Turm, doppelt so hoch wie die Häuser, mit einer Kuppel auf der Spitze. Er sah aus wie ein Finger, der so in den Himmel zeigte, als wolle er sagen: Da oben wohnt Gott, und darum geht es hier, in Jerusalem.

«Schau auf die Hausnummern», sagte Friedrich.

Nummer 7 las ich links, an einem Kasten, dessen Vorderseite aus sechs Rundbögen bestand, so hoch, dass ein Doppeldeckerbus hätte hindurchfahren können. «David Citadel Hotel» stand über dem Eingang, fünf Sterne, es schimmerte golden und hell, wie ein Tempel lag es da. Daneben stand die nächste Burg, aber die war kein Hotel, sondern das «Hebrew Union College». Es versteckte sich hinter Pinien, Zedern und Zypressen, und im Dunkeln konnte man nur erahnen, wie weit das Anwesen ausuferte. Nummer 13.

Wir passierten eine Ladenzeile, vier, fünf kleine Geschäfte mit weinroten Markisen über dem Schaufenster. Sie verkauften Schmuck oder Parfüm und sahen teuer aus. Nummer 15 bis 17.

Die Straße öffnete sich auf beiden Seiten zu einem Platz. Rechts der Turm, der aussah wie ein Finger. Links thronte ein quaderförmiger Kasten, sechs Stockwerke nach oben, 20 Fenster zur Seite. Eine Front wie ein Palast, ein Haus wie eine Wand. In majestätisches Licht getaucht, eingefasst von einem Park, in dem Zypressen sich andächtig vor dem

Hauptportal verneigten und ein paar Büsche sich unter der Aura des Baus wegduckten: das King David Hotel. Nummer 23.

Friedrich zog mich in den Park. In ein paar Metern Entfernung konnte ich einen Swimmingpool glitzern sehen. «Hier in etwa ist <David HaMelech 25>. Du hast 400 Euro für ein Zimmer überwiesen, das die gleiche Adresse hat wie der Pool des King-David-Hotels. Die haben dich gelinkt. Willst du doch bei uns schlafen?»

Koscher wohnen

Gleich am nächsten Morgen machte ich mich auf die Suche nach einem Zimmer. Am Anfang ohne Erfolg. Die Iso-matte und der Schlafsack wurden langsam unbequem, und die Schwestern des Krankenhauses schauten Friedrich jeden Tag ein wenig schräger an. Am Abend des vierten Tages stellte ich mich in einer WG im Süden der Stadt vor. Viel zu weit weg von der Uni, eine halbe Stunde mit dem Bus, quer durch Jerusalem. Bei allem, was besser lag, war ich abgeblitzt.

Drei junge Leute öffneten mir: Joel, Ruth und Simson. Joel und Ruth waren jüdische Amerikaner, zum Studieren nach Israel ausgewandert, Juristen. Simson war in Jerusalem geboren. Er hatte einen Platz an der Bezalel-Kunsthochschule – erst war er zweimal mit seiner Bewerbung gescheitert, aber jetzt studierte er endlich Film und Fotografie. Das erzählte er mir noch in der Tür. Alle drei waren etwa so jung wie ich, vielleicht ein, zwei Jahre älter.

Er sei «observant», sagte Joel über sich. Er trug eine

Kippa. Zunächst wusste ich nicht, was er mir damit sagen wollte. Jetzt weiß ich es. «Observant» ist Englisch und heißt auf Deutsch: Joel war religiös. Er versuchte, so viele der 613 Gebote Gottes einzuhalten wie möglich. Das komplette Haus war also koscher.

«Hallo», sagte Ruth.

«You are Jewish?», fragte Simson.

«No.»

«But your nose!»

In der Küche gab es alles zweimal: zwei Öfen, zwei Sätze Besteck, zwei Sätze Teller, Pfannen und Töpfe. Überall klebten kleine Sticker mit hebräischen Schriftzeichen. Die wichtigste Regel: Fleisch und Milch trennen.

«An das Kaschrut müssen wir uns alle halten», sagte Ruth.

«Kaschrut?»

«Kaschrut, alles koscher, weißt du? Keine Angst. Das lernst du schon. Sonst haben wir auch Literatur zu dem Thema.»

Sie deutete auf ein Regal an der Wand, das mit Büchern vollgestopft war, mit englischen, hebräischen und sogar ein paar arabischen. Da Ruth nicht lachte, wusste ich nicht, ob es ein Witz gewesen war oder sie die Sache ernst meinte. Ich lachte vorsichtshalber nicht und nickte stattdessen. Simson grinste und klopfte mir auf die Schulter: «Don't-äh worrie!»

Die Wohnung hatte zwei Etagen, in der unteren waren Küche und Wohnzimmer mit einem großen Fernseher und einer bemerkenswert hässlichen Sitzecke. Die Wände gähnten mir kahl entgegen, nur über dem Sofa hing ein Bild von New York und über dem Bücherregal eine Uhr von Ikea. In

der Ecke neben dem Fernseher stand ein Leuchter mit sieben Armen. Eine Schiebetür führte in den Garten, und eine Wendeltreppe drehte sich in den ersten Stock. Oben gab es vier Schlafzimmer und ein Bad.

Ich sagte, dass ich sofort einziehen würde.

«Wir müssen dir noch ein paar Fragen stellen», meinte Ruth.

Wir gingen zur Sitzecke, ich nahm genau gegenüber dem New-York-Bild Platz.

Joel fragte, was ich überhaupt in Israel wolle. Ich sagte, ich wolle studieren. Was ich vorher gemacht hatte? Zivildienst.

Joel: «Ihr habt einen Wehrdienst in Deutschland? Für Frauen und Männer?»

«Nein. Nur für Männer.»

«Wirklich? Warum wolltest du nicht Soldat werden?»

«Ich hatte keine Lust zu lernen, wie man Menschen tötet. Schon gar nicht im Namen des Vaterlandes.»

«Ja, lustig fand ich den Wehrdienst auch nicht.»

«Du warst bei der Armee?»

«Nicht in den USA. Aber hier, freiwillig.»

Mist. Falsche Antwort.

Ich suchte Joels Blick, um zu schauen, ob ich es versaut hatte. Er sah echt nicht nach einem Soldaten aus. Er war kleiner als ich, dünner, hatte kurze dunkle Haare, die Kippa auf dem Kopf, Pullover in Grau, Flanellhose. Joel verzog keine Miene, guckte jedoch die ganze Zeit, als habe man ihn gerade beleidigt und als sei er nun kurz davor zu weinen. Also hatte er schon eine Miene, aber die verzog er eben nie. Er war Hauptmieter. Er hatte die Gesprächsleitung. Er schuf die Fakten.